Der Mann vom Golf

Ortstermin: *In Berlin sucht ein Oppositioneller aus Bahrain nach deutschen Politikern, um für die Revolution zu werben.*

Ein Mann sitzt auf seinem Hotelbett, er wirkt ein wenig unsicher. Er ist nach Berlin gereist, um für die Revolution in seiner Heimat zu werben, um die Welt und Deutschland wachzurütteln, aber wie es aussieht, wollen beide nicht, dass man an ihnen rüttelt. Vielleicht hat Deutschland ein schlechtes Gewissen wegen dieser Sache mit den Panzern, gut möglich. Der Mann sitzt da wie ein Gast, der merkt, dass er nicht eingeladen ist.

Er heißt Chalil Ibrahim al-Marsuk und stammt aus Bahrain, einem kleinen Inselstaat im Persischen Golf mit etwa 1,2 Millionen Einwohnern und einem König. Im Prinzip will Marsuk den König gar nicht loswerden, der König ist okay, Marsuk will nur mehr Demokratie. Anfang September ist er mit einem schwarzen Koffer losgezogen, in den er Hemden, Hosen, Jacketts und ein Reisebügeleisen gestopft hat. Er sagt, er wolle die Hand nach der Weltgemeinschaft ausstrecken, weil er hofft, dass sich der Druck auf den König und dessen Familie mit internationaler Hilfe erhöht. In Brüssel war er, in Washington, London, Tunis und Genf. Er, sein Koffer und das Bügeleisen. „Ich bin eine One-Man-Show“, sagt Marsuk.

Er läuft durch den Berliner Herbst und kämpft mit einem viel zu kleinen Regenschirm gegen Windböen, ein stiller, höflicher Mann mit akkurat gestutztem Vollbart, 44 Jahre, verheiratet, keine Kinder. Als Abgeordneter saß er für Wifak im Parlament, die größte schiitische Gruppierung in Bahrain. Marsuk ist ein wichtiger Mann der Opposition, er sagt, er wolle ein gerechteres Wahlsystem, mehr Macht fürs Parlament und für das Volk, das zum größten Teil aus Schiiten besteht. Bahrain, das sagt Marsuk nicht, aber er meint es, hat auch das Recht auf eine Revolution, genau wie Ägypten und Tunesien. Wie die Großen. Die Proteste begannen im Februar. Die Panzer kamen im März.

Marsuks Problem ist, dass sein Land in Berichten über die arabischen Proteste nur am Rand auftaucht. Touristisch hatte man die Insel nicht im Kopf, Erdöl gibt es auch nicht genug. „Wir sind einfach zu klein“, sagt Marsuk. Es gibt nicht einmal einen despotischen Clown, wie ihn Libyen hatte. Das ist sein Schicksal. Zu klein, zu undramatisch. Marsuk ist nur der Mann vom Golf, von einer Insel, die keiner zur Kenntnis nimmt.

Er wollte mit deutschen Parlamentariern reden, aber niemand habe Zeit. Dabei hätte er viel zu berichten. Bahrain sei offen und freundlich zu seinen Besuchern, wer will, kann dort in eine Bar gehen und Bier trinken. Bier ist nicht das Problem in Bahrain. Marsuks Frau darf wählen, was sie gern tut, und sie darf Auto fahren, was sie ebenfalls tut. Verglichen mit Saudi-Arabien ist Bahrain ein offenes, fast harmloses Land, sagt Marsuk, aber womöglich ist Harmlosigkeit der Feind des Revolutionärs, der gegen das System kämpft.

CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

Oppositionspolitiker Marsuk: *„Tja, die Panzer“*

Marsuk fühlt sich den Deutschen, Briten und Spaniern näher als den Saudis, die Alkohol verbieten und Frauen das Autofahren. Aber dann zuckte er, als ihn Polizisten auf dem Frankfurter Flughafen anbellten, er solle seinen Pass zeigen. Warum sind die Deutschen so rau und desinteressiert? Der Westen, fragt sich Chalil Ibrahim al-Marsuk, bin das nicht auch ich?

Als im März die Panzer aus Saudi-Arabien über den King Fahd Causeway auf seine Insel rollten, um die Proteste zu ersticken, sah er, wie sie kurz vor den Demonstranten zum Stehen kamen. Die Lage ist kompliziert geworden seitdem. Marsuk und die anderen Oppositionellen hatten unter Protest das Parlament verlassen. Der König und der Premierminister bangen um ihre Macht, die Amerikaner um ihre Marinebasis; die Saudis haben Angst, dass der Aufstand aufs Festland schwappt, und die Iraner sind daran interessiert, dass der Protest weitergeht. Alle ziehen und zerren an Marsuks Insel, und dann kam noch die Meldung mit den Panzern aus Deutschland.

„Tja“, sagt Marsuk, „die Panzer.“

Er sitzt jetzt im Café Einstein Unter den Linden, weil er gehört hat, dass dort Politiker zu Mittag essen. Vielleicht trifft er zufällig jemanden. Das Panzer-Thema will er nicht anschneiden. Vor kurzem hat die Bundesregierung gestattet, dass deutsche Panzer nach Saudi-Arabien exportiert werden dürfen. Im schlimmsten Fall könnten Marsuk und die anderen Oppositionellen in Bahrain irgendwann in die Rohrmündungen von „Leopard 2“-Kanonen aus deutscher Fertigung blicken.

Ein Mann tritt an den Tisch, er trägt Krawatte. Marsuk blickt auf. Es ist aber nur Christoph Hörstel. Hörstel war Fernsehkorrespondent in Afghanistan, hat zwischenzeitlich für den BND gearbeitet und ist jetzt Managing Director von Hörstel Networks. Seine Monologe beginnt er gern mit den Worten: „Als ich den Friedensplan für Afghanistan entworfen habe …“ Hörstel hat Marsuk versprochen, Kontakte zu deutschen Politikern herzustellen. Er kennt sich aus im Nahen Osten, glaubt aber auch, dass die CIA in den 11. September verwickelt war. So gesehen ist Hörstel wiederum nicht unproblematisch. Er weist darauf hin, dass er zwei Bücher über Afghanistan geschrieben habe, überhaupt spricht er mehr über den Hindukusch als über Bahrain.

Wenigstens hat Marsuk nun einen Termin mit einem Politiker. „Strobel“, sagt Marsuk. „Ströbele“, sagt Hörstel. Ströbele werde zwar nicht mehr lange im Parlament sitzen, aber immerhin ein Parlamentarier. Ströbele werde ihm zuhören. Marsuk tritt gutgelaunt an die frische Luft. Im November wird er wiederkommen, vielleicht hat dann noch mal jemand Zeit für ihn.

Christoph Scheuermann